

Die Neue Welt

Nr. 24

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1898

Der Büttnerbauer.

Roman von Wilhelm von Polenz.

(Fortsetzung.)

Während der Mittagspause ging er auf's Werk, zum Inspektor. Der Beamte riß erstaunt die Augen auf, als er den Aufseher zu ungewohnter Zeit bei sich eintreten sah. Als er vernommen hatte, um was es sich handle, gerieth er in maßlose Wuth.

„Was! Ihr wollt Forderungen stellen? Das ist Verrügerei! Was steht im Kontrakte? Ich kann Euch allezusammen entlassen — ohne Weiteres! Ueberstunden? Nicht einen Pfennig bezahle ich mehr. Wer morgen früh nicht Punkt vier Uhr auf dem Posten ist, dem ziehe ich drei Mark ab. Kasseibandel! Mit Euch wird man wohl noch fertig werden!“

Gustav hörte sich das Schimpfen des erbosten Menschen nicht bis zum Ende an, machte kurz kehrt und verließ das Zimmer.

Gustav war anfangs im Zweifel gewesen, ob die Forderungen, welche er im Namen seiner Leute gestellt, auch wirklich berechtigt seien; nunmehr war er fest entschlossen, der Ueberhebung des Beamten seinen Trotz entgegenzusetzen. Als er zu den Arbeitern zurückkehrte und ihnen brüthwarm berichtete, wie er behandelt worden sei, brach das Gefühl langverhaltener Erbitterung bei Allen durch. Häschke sprach die Ansicht der Mehrzahl aus, als er erklärte, daß die gebührende Antwort hierauf nur Niederlegen der Arbeit sein könne.

Obgleich Gustav die ihm und seinen Leuten widerfahrene Ungerechtigkeit tief empfand, erschien ihm der Gedanke einer Arbeitseinstellung doch bedenklich. Häschke hatte nicht Unrecht, wenn er ihm hohnlachend vorwarf, ihm säße noch die „Vorgesetztenangst“ vom Militär her in den Gliedern. Der Plan, die Arbeit niederzuliegen, kam Gustav ungeheuerlich vor; das grenzte an Desertiren, an Meuterei. Er wollte und konnte so etwas nicht gutheißen.

Aber Häschke stellte ihm die Sache mit berebtem Munde noch einmal vor: man war in seinem guten Rechte. Der Inspektor war es, welcher den Kontrakt brechen wollte, nicht sie. Wenn sie sich hierin nachgiebig zeigten, würden bald noch andere, ärgere Uebergriffe von Seiten des Arbeitgebers und seiner Beamtenschaft erfolgen. Es handele sich hier nicht bloß um die paar Groschen, um deretwillen der Streit entbrannt war, sondern um die Sache. Sie dürften der Ehre halber nicht klein beigeben, denn das könnte aussehen, als hätten sie Furcht. Der Aufseher aber müßte in erster Linie für seine Leute und ihre Rechte eintreten, denn nur in diesem Vertrauen wären sie ihm hierher gefolgt. Im Stiche dürfe er sie nicht lassen.

Mit solchen, auf Gustav's Ehrgefühl berechneten Gründen kam Häschke zu seinem Ziele.

Im Stiche lassen wollte er sie nimmermehr,

erklärte der Aufseher. Und Ungerechtigkeit würde er nicht dulden.

„Hurrah, jetzt machen wir ‚Stricke!‘“ rief Häschkefarkl.

Er wisse genau, wie dergleichen gemacht werden müsse, behauptete er. Wenn die Arbeiter nur wüßten, was sie wollten und untereinander festhielten, dann könne es garnicht fehlen, dann müßten schließlich die Aussager, die Brotherren, klein beigeben. Dann diktiere der Arbeitnehmer seine Forderungen. Häschke nannte das mit geheimnißvoller Miene: „Boykott!“

Er hielt eine Art von Ansprache an die Leute, die gespickt war mit hochtrabenden Redensarten aus unverbauten Zeitungsartikeln. Seiner Zuhörerschaft imponirte er mit diesen dunklen Wendungen gewaltig. Je weniger sie verstanden, desto stärker fühlten sie sich überzeugt. Die Mädchen hatte er sowieso auf seiner Seite, denn die waren dem Schwerenöthler alle zugethan. Selbst die nüchterne, überlegte Ernestine zeigte sich für den Plan, die Arbeit niederzuliegen, begeistert.

Das Ende war, daß die Sachfengänger vom Felde abgezogen und das bereits gemähte Getreide unaufgestellt liegen ließen. Sie begaben sich in die Kaserne.

Es herrschte jene gehobene Stimmung unter ihnen, wie sie in der Schule nach einem gelungenen Streiche zu folgen pflegt.

Die Männer legten sich in's Gras vor das Haus und zündeten ihre Zigarren an. Die Mädchen hatten sich in ihren Schlaftaal im ersten Stock zurückgezogen, zu Näh- und Flickarbeit. Bald ertönte Gesang von hellen Frauenstimmen durch die geöffneten Fenster. Ernestine war die Chorsführerin. Nach einiger Zeit antworteten unten vom Rasen her tiefere Töne; Häschkefarkl leitete den Männergesang. Und so löste ein Lied das andere ab; die Mädchen stimmten an, die Burschen fielen ein.

Auf einmal erschienen Köpfe von außen an den Fenstern des Schlaftaales. Die Burschen waren es, die mit Hilfe der Dachrinne und eines Simses dahinauf geklettert waren. Die Mädchen stoben schreiend auseinander. Nur Ernestine fand Geistesgegenwart genug, die Fenster schnell zu schließen und zu verriegeln. Häschke und seine Kumpanen stiegen, nachdem sie genugsam Grimassen geschnitten und sich an dem Schrecken, den sie eingejagt, geweiht hatten, wieder zum Erdboden hinab.

Nach dieser Heldenthat legten sie sich von Neuem auf den Rasen, rauchten ihre Pfeifen, die Hände unter dem Kopf, die Beine übereinander geschlagen, und ließen sich von der Sonne bescheinen, deren Strahlen an der kaltgetünchten Wand abprallten. Auf einmal wurden die Faulenzger von wohlgezielten

Wasserstrahlen getroffen. Schreiend und sprudelnd sprangen sie auf und konnten über sich gerade noch die lachenden Mädchen verschwinden sehen.

So gab es noch mancherlei Kurzweil und Schabernack an diesem Nachmittage. Man hatte sich nun einmal in ein Unternehmen eingelassen, dessen Ausgang zweifelhaft war, und in derwegemem Galgenhumor meinte man, daß es auf ein paar Dummheiten mehr oder weniger nicht ankomme.

Einer war, dem sehr wenig nach Lachen und Scherzen zu Ruthe war: Gustav. Das junge Volk hatte nichts zu verlieren; die waren ohne Verantwortung. Was bedeutete es ihnen, wenn sie brotlos wurden? Aber er, der für Weib und Kind zu denken und zu sorgen hatte!

Gegen Abend ließ der Inspektor sagen, er wünsche mit dem Aufseher zu sprechen. Gustav begab sich hinüber. Häschke legte ihm noch an's Herz, er solle „die Ohren steif halten“ und auf keinen Fall klein beigeben.

Der Inspektor empfing den Aufseher auf ganz andere Weise, als zu Mittag. Von der hochfahrenden Miene war nichts mehr zu sehen, sein Ton war wesentlich freundlicher, er bot Gustav sogar einen Stuhl an, was noch nie bisher vorgekommen war.

Kein Zweifel, der Ausstand der Wanderarbeiter kam ihm äußerst ungelogen. Man hatte auf den ausgedehnten Besitzungen des Herrn Hallstädt noch mehrere Abtheilungen von Sachfengängern in Lohn; wenn nun der Ausstand zu den anderen Grippen übersprang! Jetzt, wo gerade die Ernte auf dem Felde stand und geborgen sein wollte! Wo sollte er denn jetzt andere Leute herbekommen? Ringsum herrschte Arbeiternoth.

Der Inspektor verlangte von Gustav, er möge noch einmal auseinanderlegen, was die Leute eigentlich wollten; Mittags habe er es nicht ganz verstanden.

Der Aufseher wiederholte seine Forderungen.

Der Inspektor fragte sich hinter dem Ohr. Wenn's nach ihm gehe, sagte er, würden die Arbeiter Alles bewilligt bekommen, was sie verlangten, aber Herr Hallstädt habe sehr bestimmte Ansichten, und auf eine Bezahlung der Ueberstunden im Tagelohn werde er niemals eingehen.

Gustav meinte, dann könne er ja mal zu Herrn Hallstädt nach Welsleben gehen.

Aber davon wollte der Beamte durchaus nichts wissen. Er rieth dringend davon ab, ja, er warnte davor. Der Aufseher würde damit garnichts erreichen. Herr Hallstädt sei völlig unzugänglich und habe ein für alle Mal verboten, daß die Arbeiter direkt mit ihm verhandelten.

„Sie sind ja ein vernünftiger Mann, Büttner!“

sagte der Inspektor. „Treiben Sie die Sache nicht auf die Spitze! Neben Sie mal mit Ihren Leuten. Sie haben ja auch noch andere Mittel in der Hand. — Ich meine, als Aufseher haben Sie ja schließlich großen Einfluß. — Ich denke, wenn wir Zweie einig sind, werden wir mit der Gesellschaft schon fertig werden. Herrn Hallstädt wollen wir lieber nicht erst einmischen, das hätte keinen Zweck. — Also ich denke, wir sind einig! — Ich werde auch dafür Sorge tragen, daß Sie am Schlusse der Arbeitszeit eine anständige Gratifikation erhalten, Büttner!“

Aber Gustav ließ sich nicht so leicht kirren. Wenn er auch nicht so viel Scharfblick besaß, um sofort herauszufinden, wie schwach in Wahrheit die Position des Gegners war, so bewahrte ihn doch seine Neugierlichkeit davor, auf Vorschläge einzugehen, die ihm nützten, aber seine Leute schädigten.

Mit trotziger Zähigkeit, einem Erbtheil seines Vaters, hielt er, ohne sich auf die Nebensarten des Anderen einzulassen, an seiner Forderung fest. Alle Ungebild mußte dem Inspektor nichts, seine Vorstellungen drangen in diesen harten Bauernschädel nicht ein.

So ging man auseinander, ohne daß es zu einer Einigung gekommen wäre.

Am nächsten Morgen schliefen die Streikenden aus. Während die Gespanne des Borwerks an der Kaserne vorübertratterten, legten sie sich noch einmal gemütlich auf's andere Ohr.

Noch im Laufe des Morgens erschien der Inspektor persönlich in der Kaserne. Er verlangte den Aufseher nochmals zu sprechen.

Die Verhandlung währte diesmal nur kurze Zeit. Die Forderungen der Arbeiter wurden bewilligt. Eine Stunde darauf schon hatten die Leute ihre Arbeit wieder aufgenommen.

XXIV.

Die Wanderarbeiter waren in der Weizenernte beschäftigt. Das Feldstück gehörte zu den Außenschlägen des Borwerks und lag ziemlich weit von der Kaserne entfernt. Der Aufseher hatte daher angeordnet, daß Mittags nicht heimgegangen werde. Um das Essen für die Leute auf's Feld zu bringen, wurde meist eines der Mädchen entsandt. Heute war Ernestine daran.

Als die Thurnuhren der Nachbarschaft ihre zwölf Schläge thaten, warf man die Sensen hin. Jeder suchte sich ein Fleckchen im Straßengraben. Dort ruhten sie, die Männer, mit den Jacken unter dem Kopfe, die Mägen über dem Gesichte, zum Schutze gegen die Augustsonne. Die Frauen mit bloßen Armen und Füßen, in ihren bunten Kopftüchern. So lagen sie im grellen Mittagslicht und warteten auf das Mittagsbrot.

Zum Reden hatte Niemand Lust. Bleierne Schläfrigkeit lastete auf den Ermatteten. Es war nichts Kleines, von früh um vier Uhr bis Mittags, mit einer Unterbrechung von nur einer halben Stunde, Getreide mähen, abrasen, binden und aufstellen.

Häschke hatte sich nicht mit in den Graben gelegt zu den Anderen; unbemerkt war er bei Seite getreten. Erst langsamer, so lange er im Gesichtsfelde der Genossen war, dann mit weitausgreifenden Schritten, wie Giner, der mit Eifer einem ersehnten Ziele zustrebt, eilte er in der Richtung nach der Kaserne hinab.

Nach einiger Zeit erblickte er die Gestalt, nach der er schon lange angeschaut hatte: Ernestine, die in zwei Korbkörben das Essen herantrug.

Häschke rief einen Freudenschrei aus und eilte ihr in langen Sägen auf dem Feldwege entgegen.

Sie hatte die Körbe niedergelegt, sobald sie den bärtigen Burschen auf sich zukommen sah, erwartete ihn, die Hände auf die Hüften gestemmt. Er schreckt schien sie nicht. Im Gegentheil! Sie lachte über das ganze Gesicht, zeigte ihre Perlenzähnen. Er umfaßte sie, hob sie, drehte sie ein paar mal um und um und raubte ihr einen Kuß, ohne daß sie, wie es den Anschein hatte, in solchem Verfahren etwas Ungewohntes erblickt hätte.

Sie zupfte sich das rothe Kopftuch zurecht, das ihr zurückgerutscht war, und meinte dann, er solle

ihr die Körbe tragen, sie habe sich nun genug damit geschleppt. Häschke war der Letzte, um solch eine Bitte zu verweigern; aber eigentlich hätte er die Hände lieber frei behalten.

Sie setzten sich in Bewegung. Das Mädchen ging mit leichten Schritten vor ihm her.

Seine Augen verschlangen ihre Gestalt. Was machte es ihm, daß ihre Flüße bestaubt waren, daß ihr einfaches Kleid die Spuren der Feldarbeit an sich trug. Sein Blick durchdrang die Hüllen, erkannte das Weib, das er begehrte, so wie sie war.

Häschke, der Leichtfertige, hatte seine Meisterin gefunden.

Um Ernestine's Willen war er in Halbenau geblieben, um ihretwillen hatte er sich den Sachengängern angeschlossen; nur um dieses Mädchens willen hatte er es so lange bei einer Beschäftigung ausgehalten.

Die kleine Ernestine war sich der Macht vollkommen bewußt, welche sie über den Mann ausübte. Trotz ihrer Siebzehn verstand sie es, seine Wünsche im Zügel zu halten. Er hatte das Ziel seines Verlangens noch nicht erreicht.

Ernestine hatte stets ihren Kopf für sich gehabt. Eine gewisse Selbstachtung war ihr eigen, die sonst nicht ein hervorstechender Zug bei Landmädchen ist. So, wie Toni, sich wegwerfen, an den Ersten Besten, das sollte ihr nicht passieren! — Sie hatte ihn gern, ganz gewiß! Aber das äußerte sich nur in einer Art munteren Kameradschaftlichkeit. Auch in ihr steckte ein jugendhafter Zug, wie in vielen Mädchen, ehe die Frau zur Entfaltung gelangt ist. — Sie hatte bisher seinen Anträgen gegenüber die Besonnenheit nicht verloren.

So gingen die Beiden auf dem Feldwege hin. Sie lehrte sich gelegentlich lachend nach ihm um. Es machte ihr Spaß, ihn unter der unwillkommenen Last der Körbe einherschreiten zu sehen.

Ernestine hatte eine Gerstenähre aus dem Felde gerauft und sigelte ihn damit an der Nase, bis er niesen mußte. Ehe er die Körbe niedergelegt, war sie schon zehn Schritte und mehr von ihm entfernt. Die Hitze war groß; er verspürte keine Lust zu einem Wettlaufe mit der Leichtfüßigen.

Häschke machte gute Miene zum bösen Spiel und versuchte, während sie so dahinschritten, ein Gespräch im Gange zu halten. Aber sie lachte nur zu Allem, was er sagte.

So war sie nun! Wie ein Fisch: wenn er sie zu halten glaubte, entschlüpfte sie ihm glatt und geschmeidig. Eine harte Probe für den Erfolgsgewöhnten! —

Schon einige Male hatte er sie eingeladen, Sonntags mit ihm nach Haderbaum hinüber zu gehen, zu Tanze. Ein Tänzchen in Ehren, was war da weiter dabei! Er hatte den Vorschlag so harmlos, wie nur möglich, vorgebracht. Doch Ernestine war nicht auf den Kopf gefallen. Sie tanzte für ihr Leben gern; aber man wußte schon, daß sich das Mannsvolk damit nicht begnügte.

Auch heute war all die Beredsamkeit, mit der Häschke ihr das Parkett, die Militärmusik, die Getränke und die sonstigen Genüsse des Festes schilderte, an sie verschwunden. Sie sagte nicht Ja und nicht Nein, sicherte nur und sumnte sich ein Liedchen.

Der Bursche kochte vor Wuth. Er hätte das Frauenzimmer auffressen mögen. Wenn sie nur nicht so verdammt niedlich ausgesehen hätte!

Nicht weit vom Wege standen ein paar große Roggenstrohheimen, weit und breit in der baumlosen Gegend sichtbar. In Häschke's Kopfe bligte beim Anblick der mächtigen Strohhaufen ein Gedanke auf.

Stehen bleibend, meinte er, hier könne man sich ein wenig im Schatten verschaukeln. Mit dem Mittagsbrot habe es keine solche Gile, die Anderen würden ihnen nicht davonlaufen.

Sie traten in den Schatten der Heimen. Er stellte die Körbe bei Seite und sagte: „Hier ist gut sein, Mädel!“ Damit umfaßte und küßte er sie nach Herzenslust.

Sie ließ sich das eine Weile lachend gefallen, dann aber setzte sie sich zur Wehr. Er sollte sich mal seinen krauzigen Bart abnehmen lassen, meinte sie.

„Ich thu's glei, Ernestine!“ sagte er, sie immer

noch festhaltend und ihr verliebt in die Augen blickend. „Aber Du mußt mir och was zu gefallen thun!“ —

„Was denn?“

„Du weest schon!“

„Du bist ein schlechter Kerl!“

„'s is nich schlecht, wenn man sich lieb hat.“

„Laß mich!“

„'s sieht uns ja keen Mensch hier — Ernestine!“

Sie wehrte ihn mehr mit ihrem kühlen Blicke ab, als mit ihre: Händen. Der starke Bursche konnte nichts gegen das Mädchen anrichten. Sie hatte keine Spur von Furcht vor ihm. Er mußte die Hände von ihr lassen.

Sie lachte ihn aus. Wie ein Strahl Wasser in eine heiß lodernde Flamme wirkte das auf seine Leidenschaft.

Er warf sich in's Stroh, verzweifelnd, das Gesicht gegen den Boden, als wolle er nichts mehr sehen. Das Mädchen stand neben dem Liegenden. Er sollte keine Faren machen, meinte sie; die Anderen würden sich wundern, wo sie blieben.

Er sagte, zu den Anderen werde er nicht mehr zurückkehren; er wolle fortlaufen, sie sei zu schlecht gegen ihn. Er fand Töne echter Verzweiflung.

Sie kniete neben ihn nieder und streichelte ihm den struppigen Kopf. Er drehte ihr sein rothes Gesicht halb zu und schlang die Arme um sie.

Er werde sich ein Leid anthun, schwor er, wenn sie ihn nicht erhöhe.

„Was willst Du denn?“ fragte sie, während er sie mit starkem Arme schon halb zu sich herabgezogen hatte.

„Neb' nich so dumm, Ernestine!“ flüsterte er ihr in's Ohr.

Und damit lag sie nur noch halb widerstrebend neben ihm im Schatten der Strohseime.

* * *

Es gab unter den Wanderarbeitern mancherlei Streitigkeiten und Ränke, aber auch Zuneigung und Eifersucht.

Gustav, in seiner Stellung als Aufseher, bekam davon wenig zu merken. Die Liebelien, die es etwa unter den jungen Leuten geben mochte, wurden vor ihm nach Möglichkeit verborgen.

Die drei männlichen Arbeiter, die nach der Flucht des Polen noch dort waren, verrigten sich untereinander leidlich. Häschke hatte durch Anlagen und Erfahrung so sehr die Oberhand, daß ein Aufkommen gegen ihn ausgeschlossen war. Welke, der gewesene Stallbursche, war eine harmlos ehrliche Haut. Von den Mädchen wurde er vielfach gehänselt. Er that ihnen den Gefallen, verlegen zu werden und sich zu ärgern, was man bei seiner hellen Hautfarbe leicht am Rothwerden erkennen konnte. Zumack, der ehemalige Schmiedegeselle, war ein großer ungeschlagter Geselle, stark wie ein Bär, schwerfällig, wortfarg. Er war im Stande, einen geschlagenen Tag zuzubringen, ohne seinen Mund zu öffnen, außer zum Essen und Gähnen. Des Nachts wußte er sich um so entschiedener durch furchtbares Schnarchen Gehör zu verschaffen. Zumack hatte eine Liebshaft. Die Sache war schon älteren Datums. Wahrscheinlich hatte er sich den Sachengängern nur angeschlossen, um die Geliebte zu bewachen. Eine Vorsicht, die in Anbetracht der außergewöhnlichen Häßlichkeit seines Schages beinahe überflüssig erscheinen konnte. Uebrigens machte sich dieses Verhältniß sehr wenig bemerkbar. Sie stückte ihm seine Sachen und hob die Hälfte ihrer Lebensmittel für den starken Gesser auf. Darauf schienen sich in der Woche die Beziehungen dieses Liebespaares zu beschränken. Am Sonntage führte er sie aus. Aber auch da schien der Verkehr nicht besonders lebhaft. Man sah die Beiden, wie sie hintereinander, er voran, dann sie auf seiner Spur, langsam und wortlos durch die Getreidefelder zogen.

Sonst schien es weiter keine Liebespaare zu geben. Welke hatte wohl hier und da einen Versuch gemacht, sich ein Herz zu erobern. Aber er war nur ausgelacht worden. Den Mädchen erschien er zu jung; noch keine Spur von Bart war bei diesem Kieckindewelt zu entdecken.

Der weitans Beliebteste und Begehrteste bei den

Mädchen war Häschke. Aber er ließ sie zappeln, schien keiner seine besondere Aufmerksamkeit zuwenden zu wollen.

Der Aufseher war damit sehr zufrieden. Er kannte Häschken von der Garnison her. Wenn einer Glück bei den Frauenzimmern gehabt, so war es dieser Schwerenöthler gewesen. Daß ihm die Mädel nicht gut genug waren, wie es schien, war ein Glück; man hätte sonst nur Abenteuer erlebt.

Uebrigens schien sich Häschkekarl anderwärts schadloß zu halten. Der Aufseher fand eines Nachts beim Revidiren des Mädelchlassaales Häschke's Bett leer. Er that, als habe er nichts gesehen. Recht gut, daß dieser glänzende Stater außer dem Hause auf Liebespfaden schweifte!

Gustav Bittner, der sich für gewöhnlich eines gesunden und festen Schlafes erfreute, lag während einer hellen Mondnacht ausnahmsweise wach im Bette. Der Junge war laut gewesen, und der Vater hatte Paulinen helfen müssen, das Kind zu beruhigen; darüber hatte er nicht wieder einschlafen können.

Während er so dalag, vernahm er an der Hauswand ein Geräusch, das ihn stungen machte. Er setzte sich im Bette auf und lauschte hinaus. Es klang wie ein Hinabschürfen an der Mauer, dann ein Stapfen auf dem Erdboden; aber Alles nur gedämpft, kaum vernehmbar.

Gustav dachte an Häschke. Der Bagabund stieg wohl aus! Dann war es vielleicht besser, man untersuchte die Sache garnicht erst, um nicht eingreifen zu müssen.

Jetzt, neues undeutliches Geräusch! Leichtes Mitteln und Knarren! Aber diesmal kam es von einer anderen Stelle, mehr aus der Richtung, wo die Mädchen schliefen.

Die Wohnung des Aufsehers war so gelegen, daß sie die Schlafzimmer der Burschen und Mädchen trennte. Eine Verbindung mit dem übrigen Hause fand für die Mädchen nur durch die Aufseherwohnung statt. Das war Alles von dem Erbauer sehr klug erdacht.

Gustav erhob sich, schlich in gebückter Haltung an's Fenster. Draußen lag die Landschaft wie am Tage, im Vollmondlicht. Trotzdem konnte er zunächst nichts Verdächtiges erkennen. Erst als er sich soweit ausgerichtet hatte, daß er durch das Fenster den Streifen Rasen dicht am Hause zu überblicken vermochte, sah er dort eine männliche Gestalt. Der Bursche arbeitete mit gebeugtem Rücken, wuchtete, schien etwas im Boden zu befestigen. Dann erhob er sich plötzlich und blickte am Hause in die Höhe.

Jetzt wo das Mondlicht hell auf seinem Gesichte lag, erkannte ihn Gustav deutlich: es war Häschke.

Er schien mit Jemandem im ersten Stock in Unterhandlung zu stehen; denn er machte Zeichen mit der Hand nach auswärts.

Der Aufseher war im höchsten Grade gespannt, was nun weiter erfolgen werde. Er drückte sein Gesicht ganz an die Scheiben. Jetzt erkannte er, an der Mauer hängend, einen Gegenstand, wie einen Strick, dessen unteres Ende Häschke in der Hand hielt.

Eine Strickleiter! Der Hallunke wollte einsteigen! — Dem Aufseher schoß das Blut zu Kopfe. Das waren Streiche, wie man sie wohl im Manöver ausgeführt hatte. Bei Nacht in die Mädelkammer, wenn der Bauer am Abend zuvor den Schlüssel dazu abgezogen hatte. Gustav hatte mal mit Häschke zusammen auf einem Gutshofe gelegen, wo der Inspektor besonders streng war. Wie zu den Mädeln kommen? Da hatte Häschke, der nie um ein Mittel verlegen war, die Klübe im Stall losgebunden, daß mitten in der Nacht alles brüllend im Hofe herum lief. Der Inspektor, in seiner Noth, holte selbst die Mägde herbei, zum Anbinden des Viehes. Während dessen waren Häschke und Gustav in die Kammer gelangt, hatten sich da gut versteckt. Nun waren sie da, wo sie sein wollten.

Während Gustav an diesen wohlgelungenen Streich aus einer vergangenen Zeit zurückdachte, stieg ihm gleichzeitig der Aergerniß auf, daß Häschke es nun versuchte, ihn zu hintergehen. Das ging doch wirklich zu weit! Der Aufseher beschloß, dem Burschen einmal gründlich auf's Dach zu steigen.

Er wollte nur warten und zusehen, was Jener

noch weiter angeben werde. Bei der Gelegenheit würde man auch vielleicht herausbekommen, wer Die eigentlich sei, der seine Zeichen galten.

Da auf einmal erschien in Gustav's Gesichtsfelde eine neue Gestalt. Gegen die helle Hauswand lob sich ein schmaler Schattenriß ab. Erst sah es aus, als schwebte die Gestalt in der Luft, dann erkannte man, daß sie sich vorsichtig an den Stricken zum Boden hinabließ.

Der Aufseher wollte seinen Augen nicht trauen. Das war . . . ja, wahrhaftiger Gott! das war: seine eigene Schwester!

Gustav war so bestürzt, daß er zunächst gar nichts that. Wie festgebannet harrte er auf seinem Plage auf. Ernestine und Häschke! — War denn das zu glauben! Ernestine, die er kannte als etwas Anderes angesehen, als ein Kind. — Und Häschke!

Er sah sie behende an der Strickleiter hinabklettern. Jetzt schwebte sie frei über dem Boden, ließ los, der Mann fing sie auf in seine ausgebreiteten Arme, trug sie ein paar Schritte fort, ehe er sie wieder frei gab. Gustav konnte deutlich ein Röhren von unten vernehmen.

Der Bruder starrte regungslos auf die Beiden. Daß er das nicht zeitiger gemerkt hatte! Merkwürdigerweise bildete das zunächst sein größtes Aergerniß. Höchst wahrscheinlich war es eine alte Geschichte, stammte womöglich schon von Halbena her. Die Beiden trieben es schon lange hinter seinem Rücken. Und er hatte nichts gemerkt! Das erboste ihn geradezu! — Denen wollte er den Spaß versalzen und das gehörig!

Und nun mußte er sehen, wie sie sich im Mondschein umarmten und küßten. Ernestine warf dem bärtigen Häschke die Arme um den Nacken und drückte ihn an sich. Das kleine Ding schien sich auf die Kunst zu verstehen! Wie sie schnäbelten. — Hol' sie der Teufel!

Gustav's Gefühle waren äusserst getheilt und verwirrt. So etwas wie Eifersucht regte sich bei ihm. Dann stiegen aus der Ferne Erinnerungen an verbotenes Liebesglück auf. Was die da unten thaten, war ja so begreiflich!

Aber auch der Bruder regte sich in Gustav. Hatte er nicht für seine Schwester einzustehen? — Sie war erst siebzehn Jahre alt, und Häschke war ein alter Sünder! Hol' sie der Teufel alle Weide! Sie hatten ihn schön an der Nase herumgeführt! Lachten wohl gar da unten über seine Dummheit und machten ihm lange Nasen womöglich!

Er sah die Beiden jetzt Arm in Arm den Weg nach den Feldern einschlagen.

Jetzt war es höchste Zeit, etwas zu thun! Gustav erwachte aus seiner Erstarrung. Er warf sich schnell ein paar Sachen über und fuhr in die Stiefeln. Darüber erwachte Pauline.

Sie fragte ihn, wohin er wolle, jetzt, mitten in der Nacht? Gustav antwortete ihr in barschem Tone, daß Jemand ausgestiegen sei. Mit erschreckter Miene fragte sie: wer?

Er wollte ihr nicht sagen, daß es Ernestine sei, aus einer Art von Schamgefühl für seine Schwester. Er habe das Mädchen nicht genau erkennen können, sagte er, aber Häschke sei dabei gewesen.

Pauline hatte Licht gemacht. Sie stand vor ihm. In ihren Zügen spiegelten sich Bestürzung und Angst. Sie bat ihn zu bleiben, versuchte es sogar, ihn zu halten. Er stieß sie von sich. Es sei seine Pflicht als Aufseher, so etwas nicht durchzulassen, sagte er rauh. Damit ging er. Sie lief ihm nach bis zur Thür. „Thu od' n Ernstel nischt ne!“ das waren die letzten Worte, die er hörte. (Fortsetzung folgt.)



Marx und die deutschen Arbeiter.

Wir „Internationalen“ haben bekanntlich die Eigenschaft, daß wir unsere Nation und unser Vaterland hassen. Und wenn das von uns gewöhnlichen Internationalen gilt — von den „Gemeinen“, der vaterlandslosen Motte — die bei-

läufig schon jetzt über ein Viertel der ganzen deutschen Nation umfaßt —, wie viel mehr muß es gelten von dem Stifter der Internationalen und Oberhauptmann der vaterlandslosen Motte — Karl Marx.

Ah, auch er, der über alle „Sentimentalität“ erhaben galt, er hat das Loos aller Verbannten erfahren, das ferne Vaterland wie eine ferne Geliebte mit brennendem Schmerz zu lieben. In meiner Gedächtnisfahrt habe ich erzählt, mit wie edlem Gefühl und wie falscher Stimme er mitsang, wenn wir Flichtlinge in irgend einem Parlour am Leicester-square oder Sohos Square unserer vaterlandslosen Järslichkeit für „Straßburg, du wunderschöne Stadt“ und andere heimische Dinge ebenso begeisterten (wenn auch nicht immer harmonischen) Ausdruck gaben, wie dem Haß gegen die „Westkalmlinden“. Auf die Westkalmlinden — heute nennt man sie „Ostelbier“ — war Marx allerdings sehr schlecht zu sprechen, und da diese Gentlemen damals schon wie heute den Patriotismus in Erbvacht genommen hatten, so war er wirklich ein schlechter Patriot — vom westkalmlindischen Standpunkt aus. Sonst aber, wie gesagt, hatte er mitunter Anfälle von patriotischer Sentimentalität und sentimentalem Patriotismus — Anfälle, für welche das nationale, vom Patriotismus sich mäktende, dem Vaterland mit heißem Bemühen die Taschen leerende, der Nation das heiß geliebte nationale Mark mit patriotischer Inbrunst ausfangende Patriotenvolk kein Verständnis hat, keins haben kann. Freilich, was war denn damals am „Vaterland“ zu lieben? Das Westkalmlindenium, das die spärliche Freiheitsfaat der Märzrevolution mit dicken Kommissstiefeln zertrat, und nachdem es sich satt gestandrechtelt hatte, die Gefängnisse zum Versten vollpflanzte? Oder das deutsche Bürgerthum, das Busse that in Sack und Asche für seine 1848er Jugendeheleien, das sich tagbuchend unter das Joch beugte, und auf der „Großen Internationalen Industrieausstellung“ von 1851 (der ersten und großartigsten) durch seine armselig geschmacklosen Schundwaaren (Cheap and nasty — billig und schmierig) den deutschen Namen lächerlich und verächtlich machte — das deutsche Bürgerthum konnte doch wahrhaftig keine „nationale“ Begeisterung erwecken? Und was war sonst da?

Ja — Etwas. Aber noch winziger Embryo. Ein Embryo, der freilich zusehends wuchs. Das Proletariat — die deutschen Arbeiter, die sich abzusondern anfangen von der vaterländischen Polizei- und Philister-Wirtschaft, und in denen es gährte und sich regte. Doch es waren nur zerstreute Struktationspunkte und kleine Anfänge. Wird sich aus den kleinen Anfängen Großes entwickeln? Wird aus dem gährenden Most guter Wein werden? Ist die deutsche Nation nach mehr als drei Jahrhunderten wirtschaftlicher und politischer Verdummung und Verkrüppelung eines gesunden Aufschwungs, einer Neugeburt noch fähig? Das war die Frage. Und wenn sie sich aufdrängte, ertönte wohl manchmal ein grimmes: „Man muß sich schämen, ein Deutscher zu sein.“ Ob, wer sich schämt, einer Nation feiger Unterthanen und roher, beschränkter Streber und Gewalthaber anzugehören, ein schlechterer Patriot ist, als wer stolz ist auf das nationale Elend und die nationale Niedertracht?

Die Zeit verging, die Verhältnisse änderten sich. Bismarck kam und wurde das Idol der deutschen Philister und Bedienten; die deutschen Philister erklärten, in der preussischen Kaserne sei der Traum der Märzrevolution erfüllt, und zogen die Soldatenuniform an und ersochten in Frankreich „ruhmvolle“ Siege.

Wie Marx über diese Periode urtheilte, das ist aus seinen Schriften satfam bekannt. Aber nicht bloß die Schmach und die Fäulniß und die Nothheit waren gewachsen, auch der Embryo. Die Internationale Arbeiter-Assoziation war gegründet worden, um das: Proletariat aller Länder vereinigt Euch! zur Wahrheit zu machen. Und in der Internationalen Arbeiter-Assoziation nahmen die deutschen Arbeiter bald eine hervorragende Stellung und einen Ehrenplatz ein. Marx begann an die deutschen Arbeiter zu glauben. Und welche Freude, als die deutschen Arbeiter den Kampf gegen Bis-

markt aufnahmen, als sie, unbeirrt durch den Schwindel der „nationalen“ Junker- und Polizeipolitik, den Kampf zäh fortsetzten, mit Spott und Hohn die plumphen Angriffe abwehrten und, zum Angriff übergehend, Schlag um Schlag, Stoß um Stoß dem herrschenden System beibrachten, dem Feind nach dem Herzen zielend und immer vordringend. —

Dieser lachende Muth, dieses plammäßige Handeln, daß die feindliche Macht förmlich belagert wird wie eine feindliche Festung — Marx war entzückt. Duzende von Briefen an mich und Andere bezeugen es — „Man braucht sich nicht mehr zu schämen, ein Deutscher zu sein.“ —

Und nun gar, als die Feuernprobe des Sozialistengesetzes kam. Werden die deutschen Arbeiter sie bestehen? Der Zweifel dauerte nicht lange. Nach wenigen Wochen war der Sieg der deutschen Arbeiter über die Urheber des Gesetzes entschieden, wenn auch der Kampf volle zwölf Jahre dauern sollte. Das Ende des Kampfes hat Marx nicht mehr erlebt, aber den Sieg. Schon die Wahlen des Jahres 1878 bewiesen, daß die deutschen Arbeiter sich nicht werfen ließen. Und die Wahlen des Jahres 1881 erfüllten Marx mit froher Genehmigung. Er war stolz auf die deutschen Arbeiter. „Unsere deutschen Arbeiter stehen allen übrigen voran an Zusammenhalt, Disziplin und Klarheit.“ Nun, für die Klarheit hat er gesorgt.

In der ganzen Familie Marx war dieser Stolz auf die deutschen Arbeiter. Frau Marx schrieb mir noch kurz vor ihrem Tod: „Es thut Einem doch gut, daß unsere deutschen Arbeiter die Elitetruppe der internationalen Sozialdemokratie geworden sind und den deutschen Namen zu Ehren gebracht haben.“

Und Marx selbst — so erzählte mir die arme „Tussy“, die trotz angeborener und anezogener Internationalität „ihre“ Deutschen gar warm in's Herz geschlossen hatte — Marx selbst verweilte noch mit seinen letzten Gedanken bei der deutschen Arbeiterbewegung, an welcher der Kapitalismus zu Schanden werden muß. Und bis zu seinem Tode — so lange er noch arbeiten konnte, hatte er die deutschen Arbeiter den übrigen Nationen, namentlich den Franzosen als Muster hingestellt und unsere Taktik, insbesondere auch mit Bezug auf das Wählen und die parlamentarische Thätigkeit zur Nachahmung empfohlen.

„Nur ein konfuse Kopf wie Bakunin,“ schrieb er mir einmal in den siebziger Jahren, „kann übersehen, daß im Wählen, in der Abgabe Hunderttausender von Stimmen eine tausendmal größere Machtausübung und Kraftäußerung liegt, als in den blutigsten Attentaten von ein paar Duzend verrückter Anarchisten.“

Jetzt stehen die deutschen Arbeiter wieder vor einer Wahl.

Sie werden am 16. Juni 1898 ihre Schuldigkeit thun, so daß unser unsterblicher Karl Marx, weiste er noch unter uns, freudig anrufen würde: „Ich bin stolz auf meine deutschen Arbeiter!“

Berlin, 6. Mai.

W. Liebknecht.

Das „junge Deutschland“ und die politische Polizei.

Von Paul Kampffmeyer.

(Schluß.)

In dieser trübseligen, umstürzlerischen Zeit erklang dem guten Kochus von Kochow das perfide Denunziantengeschrei Menzel's wie die Stimme eines rettenden Engels, und deshalb suchte er in der Folgezeit den engsten und intimsten Anschluß an diesen Beschützer unserer „heiligsten Güter“. „Nun gab sich aber“, so schreibt Menzel selbst über seine Beziehungen zu Kochow, „seit dem Ende der dreißiger Jahre der preussische Gesandte, Herr von Kochow, viele Mühe, sich mir zu nähern, und auf eine so feine Weise, daß es nur lächerlich oder grob gewesen wäre, wenn ich ihn hätte vermeiden wollen. Ich lernte einen klugen Mann an ihm kennen, der auf

das Delikateste meinen Stolz schonte, so daß er sich öfter zu mir bemühte, als ich mich zu ihm. Als wir erst näher mit einander bekannt waren, bestach er mich durch die Offenherzigkeit, mit der er mir Mittheilungen über die Politik des Berliner Hofes machte und mich endlich jahrelang eine Menge Depeschen lesen ließ, die er bekam. Darunter gehörten auch die Protokolle der Berliner Ministerberatungen, die Protokolle der Militär-Bundeskommission in Frankfurt, des Bundestages selbst, Mittheilungen aus Oesterreich etc. Ich nahm natürlicherweise als Geschichtschreiber lebhaftes Interesse daran, machte mir meine Notizen und bewahrte übrigens das Geheimniß in diskretester Weise. Herr von Kochow säumte jedoch nicht, für seine Gefälligkeiten Gegenleistungen zu verlangen, frug mich hier und da um Rath und bat sich Bemerkungen, ja ganze Auseinandersetzungen von mir aus, die dann in seine amtlichen Berichterstattungen übergingen. Da sein Bruder Minister des Innern in Preußen war, suchte er mich durch diesen nach Berlin selbst zu ziehen und brachte mir einmal in einem rothen Saffiankästchen eine Auszeichnung, die ich aber nicht sehen wollte und die er wieder einstecken mußte, indem ich ihm energisch erklärte, ich verachte die ganze Spielerei mit Ordensbändern, und wenn ich auch den guten Willen meines ehemaligen Königs ehren müßte, so werde er doch begreifen, daß es meiner literarischen Stellung unangemessen und mit meinem Unabhängigkeitsfinn unverträglich sei, mir eine moralische Verpflichtung auferlegen zu lassen.“

Der Bruder des Gesandten von Kochow, der preussische Minister und geniale Erfinder des weltberühmten Ausspruchs vom beschränkten Unterthanenverstande, bemühte sich später erfolglos, die staatsrettende Kraft eines Menzel für die preussische Staatszeitung zu gewinnen.

Nach der Denunziation Menzel's holte das alte Polizei-Institut, der deutsche Bundestag, zum Todesstreich gegen die verwegene Umstürzmacht des „jungen Deutschland“ aus. In den einzelnen deutschen Staaten hatte man bereits die Schöpfungen Heine's, Gutzkow's und Laube's in Acht und Bann gethan. In Preußen wollte der Ministerialerlass vom 14. November 1835 nicht nur die gegenwärtig lebenden, sondern die noch ungeborenen Kinder der jungdeutschen Muse erdroffeln. Ja, die Namen der verfolgten Literaten: Laube, Mundt, Gutzkow, Wienberg sollten ganz aus der Literatur getilgt werden. „Am 10. Dezember,“ so schreibt Johannes Proelß in seinem Werke: „Das junge Deutschland“, „erfolgte noch die weitere Verfügung, welche alle öffentlichen Rezensionen und Beurtheilungen der verbotenen Schriften mit Ausnahme derer unterlagte, die ohne Namensnennung und Bezeichnung der Titel die Richtung der betreffenden Schriftsteller in ihrer Schädlichkeit darlegen, vorausgesetzt, daß dieses ohne Abdruck einzelner Stellen geschieht.“

Der Bund erfüllte am 10. Dezember 1835 sein Sentenzamt an dem „jungen Deutschland“.

Ob dieser schimpflichen Hinrichtungsbeschlüsse der deutschen Staaten schlug keinem das Herz freudiger als dem edlen Kochus von Kochow. Seelenvergnügt schrieb er an seinen theuren Kelschner:

Stuttgart, 13. November 1835.

Mein bester Kelschner!

Empfangen Sie den herzlichsten Dank für Ihre beiden Schreiben, deren Inhalt mir sehr interessant war. Höchst wichtig ist die Maßregel des Bundes gegen das Verbot der jungen Literatur und der übrigen verderblichen Bücher. Solche Verbote sind besser als alle Zensur, die in konstitutionellen Staaten nicht durchgesetzt und in anderen Ländern doch nur schwer gehandhabt werden kann

Der Bundesbeschluß gab sofort das Signal für die Entfesselung der Polizeimeute. Sehr nachdrücklich deutete der große Chef der Spionage, der Gesandte von Nagler, mit dem Finger auf die einzelnen Opfer des Kesseltreibens. Am 2. September 1835 gab Nagler seinem ergebenen Werkzeug Kelschner direkt den Auftrag zur Ueberwachung Gutzkow's. Er richtete an diesem Tage folgende Zeilen an ihn: „Ich sah

heute Gutzkow's öffentliche Charaktere — Ancillon. Dieser Skribent Gutzkow ist immer kein gewöhnlicher Skribler. Geben Sie mir von Zeit zu Zeit Nachricht, was und für welche Zeitungen er schreibt, und mit wem er umgeht. . . .

Der dienstfertige, aufmerksame Polizeigagent berichtet nun mehrfach über Gutzkow's Thätigkeit an seinen Chef. Er schreibt unter Anderem:

Frankfurt a. M., 3. Sept. 1835.

Iurer Excellenz sehr gnädige Marginalien vom 31. d. v. Monats sind heute eingegangen.

Obgleich Gutzkow* erklärt hat, sich in Stuttgart niederlassen zu wollen, so ist derselbe doch hieher zurückgekommen. Er will nur hier eine „Frankfurter Neuze“ herausgeben. Diese drollige Idee wird die hiesige Behörde nicht zur Ausführung kommen lassen.

In tiefstem Respekte

Kelschner.

In einem Briefe vom 19. November 1836 schwächt sich der unermülich spiegelnde Generalpostmeister wie eine Kaffeeschwester über die persönlichen Verhältnisse Gutzkow's aus: „Herr Gutzkow ist, wie es scheint, protegirt, und mag ein zweiter Krombft** sein — nur gewandter mit der Feder — sollte er nicht einige hohe Protection dort stillschweigend genießen? Der Korrespondent des „Fränkischen Mercur“ ist ein Kandidat oder Jude. Mehrere solche Kerle leben von Zeitungsartikeln. . . . Herr Gutzkow's Papa war Keitnecht bei Prinz Wilhelm Sohn, und später wurde er Kanzleidiener im Kriegsministerium. Der Onkel ist noch Latat bei Prinz Wilhelm. Adieu. Von Herzen der Ihrige — Nagler.“

Später drängte sich ein sehr naseweiser Polizeispion Joel Jacoby an Gutzkow und Laube heran. Ursprünglich war dieser Spizel als leidenschaftlicher Anwalt freier Ideen aufgetreten, bis er dann scheinbar ein geistiges Damastus erlebte. Er predigte dem jungen Gutzkow die Umkehr von den umstürzlerischen Bahnen und versprach ihm die Protection hoher Gönner. Doch vergebens, Gutzkow wies das Ansuchen dieses Subjekts mit eisiger Kälte zurück. „Jacoby,“ so erzählt Gutzkow in seiner Biographie „Müßblicke auf mein Leben“, „reiste unverrichteter Sache nach der Schweiz. Er mußte ein Abgesandter des Kabinetts Kochow gewesen sein. Denn als man kurz darauf den Studenten Lessing, einen Preußen, in einem Gehölz bei Zürich ermordet fand und es allgemein hieß, es sei an ihm die Strafe des Verräthers und Denunzianten vollzogen worden, brach Jacoby seine Reisepläne ab, verließ die Schweiz und hielt sich mehrere Jahre lang vor der Oeffentlichkeit ganz verborgen.“

In dem Konzerte der thätigen preussischen Polizeispione durfte natürlich die erste Geige nicht fehlen — der unvermeidliche Tzschoppe. Der Name dieses Mannes ist in die blutigsten Greuel der Demagogenverfolgungen verflochten. Fast überall da, wo sich die geheime vormärzliche Polizei Preußens durch eine hundsstößliche Gemeinheit entehrte, wird auch der pflichtgetreue Tzschoppe genannt. Gewiß, dieser Mann hatte auch seine Verdienste. Dieser „Vater des Vaterlandes“ hatte den preussischen Staat von den „gefährlichen“ Verschwörungen der Sekundaner und Primaner gerettet. Ihm gelang es auch, den Tertianer Wilhelm Wadernagel, den später berühmten Germanisten, zur Verantwortung zu ziehen. Wollte doch dieser Katilina in Antehöschchen das liebe Deutschland auf dem Papier in neue Kreise auftheilen und mit einer neuen Verfassung beglücken!

Nach der Ansicht Tzschoppe's verknüpften gar geheimnißvolle Fäden die Bestrebungen der jungdeutschen Literaten mit der politischen Propaganda des von Mazzini gegründeten „jungen Europa“. In seinem Spüreifer ließ er rücksichtslos die Briefe der verdächtigen Schriftsteller erbrechen, um schlagende

* Ein merkwürdiger Mensch, bemerkt hier Nagler.

** Krombft, ein ehemaliger preussischer Gesandtschaftssekretär, der wichtige, sehr kompromittirende Aktenstücke dem Bundesarchiv entwandte und in der Schweiz veröffentlichte. Von der Hundemeute der vormärzlichen Geheimpolizei schwer verfolgt, führte er ein unstaates, kummervolles Flüchtlingsleben.



Politiker. Nach dem Gemälde von Georg Mepp.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Beweise über den Zusammenhang zwischen den literarischen und politischen Stürmern und Drängern in seine Hand zu bekommen.

In die Neze Tzschoppe's lief auch Theodor Mundt.

Der Polizeimann scheint aber diesen „jung-deutschen“ Revolutionär für sehr harmlos gehalten zu haben, wie das aus einem Briefe Mundt's wohl ersichtlich ist.

„Tzschoppe,“ so schreibt einmal Mundt, „ist ohne Zweifel der mächtigste und wichtigste Mann im ganzen preussischen Staate. Mit ihm habe ich mich jetzt beschäftigen müssen, eine lange Audienz bei ihm gehabt, ihm lange Briefe geschrieben. Er war sehr offen, zeigte mir, wie weit meine Sache war und las mir den Gesetzesparagrafen vor, wonach ich wegen Aufnahme des Artikels Kalisch' (im „Zodiakus“) und einiger anderer Sachen zwei Jahre Festungshaft zu erwarten habe. Jetzt sehe ich so mit Tzschoppe, daß er die Sache nicht in die Hände der Justiz geben will, und er hofft, daß es dann auch kein Anderer thun wird! — Erhebe Dich durch Jörn und Trauer und sei bis auf's Aeußerste vorsichtig. Ich habe jetzt erst Alles, was uns droht, an der Quelle kennen gelernt. Tzschoppe hat alle unsere Briefe gelesen. Er will das ganze „junge Deutschland“ verderben.“

Nach dem Dichter Laube hatte die politische

Polizei schon 1834 ihre langen Greifarme ausgestreckt. Zu seinem Unglück entdeckte sie auf seiner Universitätsmatrikel den Vermerk: „der Burschenschaft verdächtig“. „Unglücklicher,“ rief ihm nach den ersten sechs Wochen der Untersuchungsrichter Dumler zu, „Sie sind in Halle Burschenschafter gewesen!“ — „Nun?“ — „Das hat man jetzt nach sechs Wochen entdeckt, und nun hat man hinreichenden Grund zu längerer Haft. Jetzt werden Ihre Schriften Nebensache, jetzt beginnt eine Kriminaluntersuchung gegen Sie.“ — „Wegen einer Burschenschaft?“ — „Ja, wohl! Wer der Theilnahme an der Burschenschaft überwiesen ist, wird zu sechs Jahren Festungsstrafe verurtheilt.“ — „Mehr nicht?“ — „Diese Gesetzesbestimmung existirt. Sie ist entstanden in Folge der Ermordung Kogebue's, in Folge der langen Mainzer Untersuchungskommission, in Folge des Hambacher Festes, in Folge des Sturmes auf die Konstablerwache in Frankfurt, in Folge der politischen Tendenz in der Burschenschaft, welche seit der Julirevolution auf den Universitäten ausgebildet worden ist.“ — „Aber ich bin ja drei, vier Jahre vor der Julirevolution auf der Universität Halle gewesen, und damals — es sind sieben Jahre her — hat kein Mensch, auch kein Burschenschafter, an eine Revolution gedacht.“ — „Einerlei! Burschenschaft, sagt man, ist Burschenschaft. Dies ist eine kriminelle Parole, und mit dieser bloßen Anklage sind Sie uns, der Polizei und der Stadtvogtei, entzogen,

sind Sie der Hausvogtei verfallen; ich muß Sie hinüberbringen, der Wagen wartet schon unten.“ —

Allen Schrecken der Untersuchungshaft wurde nun Laube überliefert. Der Großinquisitor Dambach folterte ihn mit der Verlängerung und Verschärfung der Untersuchungshaft, um ihm brauchbare Beständnisse abzapfen. Beinahe ein Jahr hatte Laube in einem finsternen Loche der Hausvogtei zuzubringen; dann wurde er nach Naumburg verbannt, und dort hatte er noch ein ferneres Jahr Zwangshaft zu bestehen. Der kritische Waffengänger des „jungen Deutschland“, Wienberg, kam ebenfalls auf die Proscriptionsliste der Reaktion und mußte eine zeitlang ein unstatliches Flüchtlingleben führen, da ihn die Polizei kurzerhand aus vielen Städten Deutschlands verwies. Endlich fand er in Hamburg eine Stellung und zwar als namenloser, ungenannter Redakteur der „Börsenhalle“.

So hatte denn das „junge Deutschland“ eine schwere Leidenszeit unter der allgewaltigen Fuchtel der damaligen politischen Polizei zu bestehen. Und gar mancher beredte Führer dieser Schule wurde mänschenstill, zog die ehernen Kriegsrüstung aus und duckte sich fein unter. Sie wurden meist recht „nützliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft“, diese jungen Heißsporne! Sie vergaßen sehr bald, welche Blüthenträume der Freiheit sie einst in ihren Matentagen geträumt hatten. —

Idyll.

Von Hjalmar Bergström. Einzig autorisirte Uebersetzung von G. Brausewetter.

I.

Durch die halb zugezogenen grünen Gardinen fiel ein breiter, funkelnder Sonnenstreifen in die Kinderstube, über die beiden Damen hin, die in stummer Betrachtung vor einem kleinen, mit Seidenvorhängen und Seidenbezügen ausgestatteten baumweichen Himmelbettchen standen. Die kleine Inhaberin all' der Herrlichkeit lag und schlief, unbekümmert um die Bewunderung dieser Welt, und die kleinen Händchen mit den Grübchen über den Knöcheln und den kleinen, schon wohlgepflegten Nägeln gemahnten eher an ein Wachskabinet, als an ein lebendes Kindchen.

Die jüngere der Damen, die Mutter der Kleinen, betrachtete ihren Liebling mit einer Mischung von mütterlicher Zärtlichkeit und Vorzeigerstolz, die ältere, eine Gutsbesitzerin aus der Nachbarschaft, war lauter anerkennende, sachkundige Bewunderung.

„Sie müssen Tulle's Augey sehen!“ sagte die Mutter und machte Miene, die Kleine aufzunehmen.

„Um Gotteswillen, liebste Frau Brink, das müssen Sie nicht! Nicht um Alles auf der Welt! Ein Kind braucht allen Schlaf, den es nur irgendwie bekommen kann.“

In demselben Augenblick schlug Tulle aber von selbst die vielbesprochenen Augen auf, und sie begannen unstat umherzutreten, als wenn sie an diese Welt noch nicht gewöhnt wären. Nach verschiedenen Anstrengungen seitens der Mutter glückte es, Tulle dahin zu bringen, daß ein aufziehendes Unwetter sich in ein Lächeln verwandelte; aber so wenig an Anstand gewöhnt, wie Tulle noch war, wurde das Lächeln allzu üppig. Sie lächelte nicht nur mit Allem, was es im Gesicht gab, sondern auch Arme und Beine kamen zappelnd zu Hülfe, und es gluckte förmlich in dem ganzen, kleinen Körper. Zur Belohnung für diese Anstrengungen hielt das Gutsfräulein, das im Hause bereits Titular-Tante war, eine große, goldene Kapsel an ihrer Uhrkette der Kleinen vor die Nase, und diese starrte und starrte, bis sie sich an dem Golde ganz schieläugig gegafft hatte.

Dann wurde Tulle aufgenommen und erregte neue Bewunderung.

„Ich habe noch niemals eine entzückendere Kinder-ausstattung gesehen,“ sagte das Gutsfräulein, das den Jubel des Bettchens musterte.

„Mein Mann wollte es so haben,“ erwiderte die junge Frau. „Ich hätte eigentlich etwas weniger

Lurus vorgezogen, und ich glaube, Tulle wäre deshalb gerade so reizend gewesen.“

„Das müssen Sie nicht sagen, liebste Frau Brink. Sollte solch' ein kleines, prächtiges Gottesgeschöpfchen nicht allen Komfort haben, so weiß ich wahrlich nicht, wer ihn verdient hätte.“

Tulle wurde in den gestreckten Armen der Mutter emporgehalten, Tulle wurde gewandelt und geküßt, und nun sollte Tulle wieder lachen. Der Versuch glückte über alle Maßen; aber ob nun dieses frächtige Lachen unter Körperwindungen und Gliederzappeln zu anstrengend war in solch' hängender Stellung in freier Luft, oder ob andere Gründe hinzukamen, Tulle bekam plötzlich einen bedenklich rothen Kopf und trampfte sich in sich selbst zusammen. Das Kindermädchen wurde herbeigerufen und ihr das Kind übergeben, und die beiden Damen verließen die Stube.

Unten im Zimmer der Frau blieb der Besuch aber noch einige Zeit da. Die Damen hatten sich auf ein paar zierliche, weißlackirte Stühlchen gesetzt, die um einen kleinen, runden Tisch mit Marmorplatte und vergoldetem Fuß in dem geräumigen Erker standen, von dem man Aussicht auf den Weg hatte, der am Hause vorbeiführte.

„Sie müssen doch außerordentlich glücklich sein, liebe Frau Brink; solch' einen Mann, wie Sie ihn haben, und solch' ein reizendes kleines Mädel und dann Ihr Haus — ich könnte ganz neidisch auf Sie werden, wenn ich an unsere ungemüthlichen, altmodischen Stuben auf unserem Gute, mit den Truhen und altem Gerümpel und den fürchterlichen Bildern von unmöglichen Künstlern denke — ja, wirklich, das könnte ich. Hier merkt man doch, daß man in der Gegenwart lebt.“

„Ich bin wirklich auch sehr glücklich, Fräulein Lindenwald, fast zu glücklich. Aber es ist merkwürdig: mir ist gerade, als ginge ich mit schlechtem Gewissen umher. Ich kann es nicht unterlassen, an all' die Vielen zu denken, die es nicht so gut haben.“

„Das ist hübsch von Ihnen, Frau Brink,“ rief das Gutsfräulein eifrig, „ich hoffe, Sie denken auch ein wenig an mich, in dem Zusammenhang.“

Die junge Frau lächelte und fuhr fort: „Ich will Ihnen ganz ehrlich sagen, an so viel Luxus war ich ja von Hause garnicht gewöhnt.“ Sie legte einen übermäßig starken Nachdruck auf das Wort „so“, bemerkte es selbst und erröthete darüber. Sie hatte ein Gefühl, als wenn sie aus Feigheit oder

Wichtigthuerei etwas zu verbergen gesucht hätte, dessen sie sich garnicht zu schämen brauchte.

Die Gutsbesitzerin, die einen ausgedehnten Bekanntenkreis hatte, begriff augenblicklich die Situation und begann von gleichgültigeren Dingen zu reden.

Aber plötzlich sieht sie, wie Frau Brink weiß im Gesicht wird und wie hypnotisirt auf den Weg hinausstarrt.

Das Fräulein, das unwillkürlich auch zum Fenster hinausblinzt und nichts Anderes entdeckt, als daß ein wie ein Arbeiter gekleideter Mann vorbeigeht, fragt erstaunt: „Ihnen fehlt doch nichts, Frau Brink?“

„Sahen Sie ihn?“ fragt die junge Frau in gespensterschemem Ton.

„Aber was ist denn? Sie machen mich ganz ängstlich!“

„Mir wird jedes Mal so unheimlich! Ich will Ihnen sagen, es hat nämlich Streit unten in der Fabrik gegeben, und mein Mann hat sich genöthigt gesehen, einige Arbeiter zu verabschieden, darunter einen der ältesten. Und nun geht dieser Mann täglich mehrmals hier an unseren Fenstern vorbei und sieht jedes Mal so seltsam zu mir herein. Anfangs meinte ich, er sähe so verbrecherhaft böse aus, aber in den letzten Tagen ist etwas in seine Augen hineingekommen, das mich an ein stehendes Thier gemahnt. Aber was kann ich thun? Ich habe ja nichts mit der Sache zu schaffen, und es ist auch so unheimlich. Ich kann seine Augen nicht ertragen.“

„Ja, ja, die Arbeiter, die Arbeiter!“ sagte das Gutsfräulein mit einem Seufzer. „Aber wir können sie ja nicht entbehren!“

„Ja, aber ich meine, man müßte doch zu einer Art Verständigung mit ihnen kommen können. Sie thun mir oft so leid. Vor einiger Zeit sprach ich mit Pastor Petersen darüber, und er sagte, sie besuchten nicht einmal mehr das Gotteshaus.“

„Seien Sie froh, daß sie nicht noch obendrein fromm sind. Sie wissen, mein Bruder, der Jägermeister, kaufte sich ein schönes Gut drüben in Jütland. Sie können mir glauben, er ist in eine nette Gesellschaft hineingerathen. Die ganze Gegend ist wie von Heiligkeit besessen. Auf mehrere Meilen Umkreis sind er und ein schwedisches Milchmädchen die einzigen „Teufelskinder“. Und wissen Sie, was die Leute sagen? Sie sagen gerade heraus, so daß mein Bruder es hört, sie respektiren keinen Anderen, als Gott! Was sagen Sie dazu? Ich meine, es muß kein großes Berquägen bereiten, in der Gegend

Jägermeister zu sein. Und dann will ich Ihnen noch etwas sagen, Frau Brink,“ hier sah sich das Fräulein vorsichtig im Zimmer um, ob auch Niemand lauschte, und sagte dann halbflüsternd, „wissen Sie, was ich entdeckt habe? Die Religion begünstigt die Armen!“

„Ja, aber das hat sie doch wohl immer gethan,“ meinte Frau Brink.

„Nicht in der Ausdehnung,“ sagte das Fräulein eifrig, „wie ich es entdeckt habe. Denken Sie sich, ich sitze einmal im vorigen Jahr und blättere zufällig in der Bibel. Nun weiß ich nicht, ob ich vielleicht besonderes Glück gehabt habe; aber wie ich so lese, steht da nichts Anderes, als Plünder über den Reichthum und über Geld und Gut und alles Mögliche. Ich will Ihnen ganz offen gestehen, daß mich das ärgerte. Darüber mußt du sehen, in's Klare zu kommen, denke ich, und ich fasse mir den langen Klaffen, Sie wissen, unseren neuen Kaplan. Er muß doch Bescheid wissen, denke ich, er kommt ja gerade vom Examen. Ich nehme ihn also auf mein Zimmer und sage zu ihm: „Ist die Religion den Armen günstig, so sagen Sie es mir ganz offen, Herr Kaplan, Sie brauchen sich mir gegenüber nicht zu geniren.“ Aber glauben Sie, ich konnte von ihm einen ordentlichen Bescheid bekommen. Da stand der schlichter Mensch und stotterte alle möglichen Ausflüchte, so daß ich schließlich die Geduld verlor und sagte: „Ich glaube, wir wissen alle Beide gleich viel, Herr Kaplan!“ Da hätten Sie ihn sehen sollen! — Und dabei finde ich doch, daß wir, die Besizenden, ganz anständige Leute sind. Wir geben doch, soviel wir können! Aber diese Arbeiter, die schreien immer nur: Geld! Geld! Die Wohlhabenden denken weit weniger an den Mamon. Ja, Sie sollen einen kleinen Beweis dafür hören. Ich sage das nicht, um mich wichtig zu machen. Vor kurzem sprachen wir zufällig von Geldstücken; und glauben Sie, ich konnte mich im Augenblick darauf besinnen, ob ein Zweimarkstück auf der Vorderseite das Bild des Kaisers oder nur das Reichswappen hätte?“

„Ich glaube doch wohl, daß ich das gewußt hätte,“ sagte Frau Brink, die aus einem Hause herkam, wo man genau wußte, wie ein Zweipennigstück aussieht.

„Na, aber nun habe ich lange genug gefessen und geschwagt,“ sagte Fräulein Lindenwald und erhob sich. „Ich werde mit den Jahren zu ausschweifend, wie der Alte, mein Papa, sagt — er meint zu weit-schweifig im Gedankengang. Er ist so gut. Aber Sie können doch froh sein; es ist nicht so amüsan, in meinem Alter ewig und immer von einem pedantischen alten Mann geschulmeister zu werden. Leben Sie wohl, liebe Frau Brink!“

Diese geleitete ihren Gast hinaus. Sie konnte das Fräulein gut leiden, obwohl sie es bisweilen ein wenig zu dorb fand.

II.

Nachdem sie ein paar Befehle im Hause erteilt hatte, setzte sich Frau Brink behaglich in ihrem Erkerfenster hin und nahm ihre unterbrochene Stiderei wieder vor. Sie konnte nicht umhin, das energische Fräulein Lindenwald auf Heidehof um ihre Auffassung der Dinge zu beneiden. Nur wie sie die Diensthöten zu tummeln verstand! Frau Brink hatte es selbst einmal gesehen. Sie kommandirte dieselben wie ein Schiffskapitän, und die Mädchen sprangen vor ihr wie die Schaben. Was ihr fehlte, war namentlich diese angeborene, natürliche Sicherheit. Sie hatte versucht, ihre Mädchen wie Damen zu behandeln, sie hatte auch versucht, es Fräulein Lindenwald nachzumachen — in beiden Fällen hatte sie die Empfindung gehabt, daß sie zu kurz käme, und sie fürchtete, sie stände in ihrer eigenen Küche nicht in sonderlich hohem Ansehen.

Frau Brink sieht einen Augenblick nachdenklich zum Fenster hinaus. Plötzlich erblickt sie. Draußen auf dem Wege geht der verabschiedete Arbeiter abermals vorbei und sieht zu ihr herein. An der einen Hand führt er sein kleinstes Kind, ein kleines, barhäuptiges, flachshaariges Mädchen, das weinend neben ihm trippelt. Frau Brink fühlt gleichsam einen Stich im Herzen. Ist der Mann verrückt geworden oder will er sie zur Verzweiflung bringen! Sein Blick war der eines sterbenden Thieres. Und dann

das kleine, unschuldige Kind, das so ausgezehrt und verächtlich ansah — es war nicht auszuhalten. Plötzlich war es Frau Brink, als hörte sie ihr liebes, kleines Kind oben weinen, und sie eilt hinauf. Ihm wird doch nichts zugestoßen sein? —

Sie tritt vorsichtig die Kinderstube, in die die Sommerfönne so schön und friedlich hineinscheint. Da liegt Tulle in Eiderdannen und Seide mit großen, offenen Augen und spielt vergnügt mit ihrer Eisenbeinlapper. Voll ängstlicher Unruhe und gleichsam mit schlechtem Gewissen setzt sich die Frau an das Kinderbett und sieht zärtlich die Kleine an, die ihre beiden Armechen ihr entgegenstreckt und mit dem Körper und den Beinen zappelt, als wollte sie sagen: „Auf, auf!“

Sie nimmt Tulle auf, küßt und herzt das niedliche kleine Wirrnchen, lost mit ihm und hört gar nicht mehr damit auf, um eine Stimme zu überhören, die in ihr ruft: „Hast Du ein Recht auf all' dies Glück?“

Aber die beiden strahlenden Kinderaugen, be-zwingen endlich die Stimme in ihrem Inneren.

Schön und friedlich schien die Sonne über die Beiden hin, Mutter und Kind; und die Mutter vergaß die Welt um sich her.

Da stand plötzlich, ohne daß sie es bemerkt hatte, ihr Mann, der Fabrikherr, in der Kinderstube und blickte froh bewegt auf Frau und Kind herab. Dann kam er auf sie zu und küßte Beide. Aber da war es der Mutter, als wenn etwas von dem Frieden entschwunden war, als wenn mit ihrem Mann ein Hauch von der Welt draußen hereingekommen war, die sie für eine Weile vergessen hatte.

„Kommst Du mit in den Garten hinunter, Heinrich? Ich habe mich so darnach gesehnt, mit Dir zu reden.“

Der Garten war groß und parkartig, mit alten, prächtigen Bäumen und langen, hohen Alleen. Er war lichtgrün in der Sonne und dunkelgrün im Schatten und Sonnenflecke tanzten auf den Wegen. Arm in Arm gingen dort in einem der Nebenwege der Fabrikherr und seine junge Gattin auf und ab.

Da erzählte sie ihm, was ihr das Herz bedrückte, wie unheimlich es ihr jedes Mal wäre, wenn der alte Arbeiter auf dem Wege vorbeikam und wie leid er ihr thäte.

„Du mußt nicht auf mich schelten, Heinrich, und annehmen, ich sei undankbar, aber bisweilen bekomme ich solche wunderliche Anfälle von Angst und Verantwortlichkeit. Mir scheint fast, es ist Sünde, so reich zu sein, wenn Viele auf der Welt so arm sind. Das ist wohl die Folge der kleinen Verhältnisse, in denen ich aufgewachsen bin. Und darum wollte ich Dich bitten, Heinrich, könntest Du nicht um meinethwillen ihn wieder in Arbeit nehmen? Ich glaube, es würde mein Gewissen beruhigen, wenn Du es thätest.“

„Das kann ich nicht, Eva, und das sind Verhältnisse, in die Du Dich nicht hineinzuwerfen vermagst. Ich bin kein harter Arbeitgeber und ich habe mehr für meine Leute gethan, als die Meisten — aber ich will Herr in meiner Fabrik sein. Und außerdem ist nur der Eigensinn dieses Kerls daran schuld. Er kann bei mir Arbeit bekommen, wenn er will, aber er soll mir erst Abbitte leisten. Glaubst Du, er will das? Nein, lieber verhungert er mit seiner Familie!“

Sie schritten eine Weile schweigend dahin. Dann sagte sie: „Glaubst Du nicht, daß es einem älteren Mann aus Deines Vaters Zeit schwer fallen muß, sich vor Dir zu demüthigen? Er meint natürlich, er sei im Recht.“

Und gleich darauf sagte sie: „Denke daran, wie selbstam es in der Stube seines kleinen Hauses an dem Tage sein muß, da die Frau und die Kinder wissen, nun geht der Vater hinauf und leistet Abbitte — und noch lange, lange später.“

„Aber liebste Eva, wie kannst Du Dir die Sache so zu Herzen nehmen?“

Die junge Frau schweigt, bis sie nicht mehr kann, dann bricht es unter Schluchzen hervor: „Ich habe meinen eigenen Vater sich einmal demüthigen gesehen — ich vergesse das niemals. Er war so ein ehrgeiziger Mann, und seit der Zeit hatte er gleichsam einen Anik bekommen.“

Dann gehen sie einige Zeit wieder in peinlichem Schweigen nebeneinander her, bis der Fabrikherr sagt: „Ich werde sehen, was ich thun kann.“

„Du zürst mir, Heinrich, aber ich kann nichts dafür.“

Da blickt er über den Garten hin und sagt ganz wehmüthig: „Und ich, der geträumt hatte, dies sollte ein friedliches Fleckchen sein, wo der Fabrikherr nicht hinreichte!“ — „Heinrich! Heinrich!“

„Du weißt, als ich die Fabrik übernahm, verbot ich, daß die Dampfpeife zum Mittag pfeift. Sie konnte bis hier unten gehört werden. Und seit ich Kind war, hat sie immer meinen Ohren als ein häßliches Schreien geklungen. Das war meine erste „Regierungshandlung“. Ich wollte nicht, daß ein Mißlaut bis hierher dringen sollte.“

„Welche Veränderung nahnst Du noch vor, Heinrich, erzähle es mir!“

„Dann ließ ich einen Weg von der Fabrik direkt zu den neuen Arbeiterwohnungen anlegen.“

„Ja, das ist auch viel bequemer für die Leute.“

„Gewiß — aber es steckte noch etwas Anderes dahinter. Ich verhinderte dadurch, daß die Arbeiter mehrmals am Tage hier vorbei kamen. Ich mochte es nicht, daß sie hier alle Tage vorübergehen und sich an meinem neuen Hause und den Gartenanlagen toll gaffen sollten. Das macht nur böses Blut.“

„Das hast Du mir noch niemals erzählt, Heinrich!“

„Die Fabrik und mein Heim, das sollten zwei Welten sein.“

Das junge Paar hatte sich auf einer weiß gemalten Empirebank hingesetzt; Jedes hing seinen eigenen Gedanken nach.

Dann sagte er: „Entsinnst Du Dich jenes Königs, der sich glücklich vries, weil er sicher sein Haupt in der geringsten Hütte seines Landes zur Ruhe betten konnte? Er lebte nur in einer Welt.“

„Ja, nicht wahr, Heinrich, dies hier hätte auch in anderer Weise ein friedliches Fleckchen werden können?“

Aber der Fabrikherr erhebt sich und bewegt die Schultern, als wollte er etwas abschütteln. Hierauf sagt er: „Romantit! Romantit! Du kennst nicht die Wirklichkeit, mein Schatz, die ist so furchtbar faktisch. Selbst wenn ich persönlich etwas mehr für meine Leute thun wollte, als ich thue, könnte ich es doch nicht.“ — „Aber warum, Heinrich?“

„Aus Rücksicht auf die Anderen! Du weißt, wir bilden eine Art Schutzverband, wir Arbeitgeber: Das ist der Arbeitgeberverein. Und die Arbeiter haben wieder ihre Fachvereine. Die geringste Kleinigkeit muß erst in Versammlungen diskutiert werden.“

„Ist das denn so schrecklich verwickelt, Heinrich? Das ist ja viel schlimmer, als mit Dienstmädchen zu thun zu haben.“

„Na, aber die Entwidlung geht ihren Gang und ich bin nicht Derjenige, der sie hemmt. Ich kann Dir versichern, ich bin einer der Freimüthigsten in meinem Stande. Das giebt mir eine Art Gewissensberuhigung. . . . Aber reden wir nicht mehr davon, Eva! Das Wetter ist so schön, und wir sind jung und glücklich! Warum uns so viele Sorgen machen? Ich habe Haus und Garten doch nicht gestohlen! Habe ich es nicht geschenkt bekommen, wie den blauen Himmel und den herrlichen Sonnenschein?“

Dann gingen sie weiter, jung und glücklich, Arm in Arm die lange Seitenallee hinauf. Und die Vögel sangen für sie in der lauen Sommerluft, so frisch und froh, wie nur die singen können, die nicht an den nächsten Tag denken. —

„Nein, wie schön der Kastanienbaum blüht! Wollen wir uns nicht unter ihn setzen? Wir sind dies Jahr noch garnicht dort gewesen,“ sagte die junge Frau, und sie gehen auf den Baum zu.

„Aber was ist da für ein merkwürdiger Gegenstand zwischen den Zweigen?“

Mehr konnte die junge Frau des Fabrikherrn nicht sagen, denn in demselben Augenblick erstarrt sie vor Schrecken und stößt einen Schrei aus.

Der merkwürdige Gegenstand zwischen den Zweigen war eine — Leiche, die dort baumelnd hing.

Der verabschiedete Arbeiter war taktlos genug gewesen, sich mitten im Jdyl seines Herrn anzuhängen. Er wußte offenbar nichts von der Lieblingsidee des Fabrikanten: von den zwei Welten. —

Vor der Wahl. Schon einige Male hat es den jungen Tischler geirritet, und er wollte aufspringen, um dem Pfarrer, der brünnen im Herrenbüdel das große Wort führte, Widerpart zu halten, aber immer hatte er sich wieder bezwungen. Als aber nun die Stimme des Pastors in den höchsten Diskant fuhr, und im Zusammenhange mit dem Worte Sozialdemokraten die Worte Faulenzer und Unerfährliche fielen, da stand der Tischler mit einem Ruck auf den Füßen, einige Schritte brachten ihn in's Nebenzimmer und an den „Herrentisch“. Und schon hatte er das Wort ergriffen: „Entschuldigen Sie, Herr Pfarrer, daß ich mich eindreänge, es ist sonst meine Manier nicht, aber ich fühle mich durch Ihre Worte selbst getroffen, und da kann ich nicht schweigen. Faulenzer sollen die Sozialdemokraten sein? Herr Pfarrer, fragen Sie einmal nach in den Fabriken und Betrieben, wer und was die tüchtigsten und besten Arbeiter sind. Ich weiß, was man Ihnen antworten wird, und ich werde es Ihnen sagen, Wort für Wort: 'Es ist fatal,' wird man Ihnen sagen, aber es ist so: es sind durch die Vank Sozialdemokraten.“ „Achtstundentag!“ rief der Pastor hervor, der sich erhoben hatte, sein feites Gesicht glühte wie Scharlach. „Langsam,“ sagte der Tischler, „den Hosen fang' ich mir auch noch... Der Herr Pfarrer hält jede Woche einmal eine Predigt. Wenn man Alles zusammenrechnet, was drum und dran hängt, dauert das so seine zwei Stunden. Herr Pfarrer, was würden Sie sagen, wenn Sie nun auf einmal, sagen wir, acht Stunden predigen müßten? Sie würden sich schönstens bedanken. Und wenn Sie dennoch müßten? Dann würden Sie sagen: Nein, eine Arbeit, die mich körperlich und geistig aufreibt, das ist keine Arbeit mehr, das ist eine Scheinerei! und sie würden gewiß alle Mittel und Hebel in Bewegung setzen, um diesen Zustand zu ändern. Und nun vergleichen wir einmal einen Arbeiter mit Ihnen, Herr Pfarrer. Er, der Arbeiter, verdient bei übermenschlich langer Arbeitszeit in den meisten Fällen knapp so viel, daß er sein Leben fristen kann; Sie, Herr Pfarrer, arbeiten auch, ich will es nicht bestreiten, aber Sie müssen mir doch zugeben, daß Sie Ihr schönes, gutes Auskommen haben und ein menschenwürdiges Leben führen. Wollen Sie dem Arbeiter, der nach Ihrem eigenen Kanzelwort ein Kind Gottes gerade so ist, wie Sie, wollen Sie ihm das Streben verwehren, aus einem Arbeitsthier wieder ein Mensch zu werden?“

„Höhere Löhne!“ schrie der Pfarrer höhniisch. „Da thu' ich nur einen Lacher,“ entgegnete der Tischler. „Sobald ein Parlament eröffnet wird, wer ist da mit Petitionen um Lohn-, pardon, Gehalts-erhöhung? Nun, die höheren Beamten aller Branchen, die Herren Pfarrer usw. In neuester Zeit wollen sogar die Staatssekretäre aufgebessert werden. Und die Wünsche der Herren werden bewilligt, und wenn diese Leute auch in einigen Wochen mehr verdienen als der Arbeiter im ganzen Jahre. Und gerade die Bestbezahlten haben die wenigsten Arbeitsstunden. Es ist gar so viel schwer, das Regieren...“ „Unzufrieden! Rother!“ schrie der Pastor und stieß die Linke mit ausgestrecktem Daumen und Zeigefinger auf den Tisch. „Ich?... Wir?“ fragte der Tischler, nachdem er einmal tief Athem geschöpft. „Wer will das Reichthagswahlrecht umstürzen? Die Sozialdemokraten? Die Konserativen sind es, die Bronnterer, die Fabrikanten, die Ausbeuter jeder Sorte. Wer mag das Wahlrecht nicht leiden und möchte es vernichten, lieber heute als morgen?“ Die Sozialdemokratie etwa?... Der Tischler griff mit der linken Hand in den Lehnen-ausschnitt eines Stuhles und warf die Rechte vor, als er fortfuhr: „Nein, jeder denkende Arbeiter, jeder Mensch, der mit unverkürzten Augen in die Welt, in's Leben sieht, der ist heute Sozialdemokrat oder muß es werden. Und wer in deutschen Landen noch etwas hält auf Recht und Freiheit und Menschenwürde, der wählt am nächsten Wahltag roth!...“

Das etwa kann man aus unserem heutigen Wilde lesen, das wir dem Künstler Georg Meyn verdanken.

Holländische Kolonisation. Die Molukken, die sich in den Händen der Holländer befinden, sind die Heimath der Gewürznelken und Muskatnüsse. Im Interesse der holländisch-ostindischen Handelskompagnie lag es, den Gewürzhandel in ein Monopol umzuwandeln. Man ergriff nicht nur Maßregeln, um den Schmuggel unmöglich zu machen, warf lieber Hunderte von Zentnern mühsam geernteter Gewürze in's Meer, um einen Preisfall zu verhüten, man war auch bestrebt, den Anbau der Gewürze einzuschränken. Zunächst wurde beschlossen, Anbau und Ernte von Gewürzen nur auf einigen leicht kontrollirbaren Inseln zu gestatten, auf den anderen aber strengstens zu verbieten. Die Ernte mußte zu einem bestimmten, natürlich sehr niedrigen Preise an die Regierung abgeliefert werden. Um nun das Monopol zu wahren, wurden die Gewürzbäume auf den anderen Inseln zerstört.

Die Kriegszüge, die deshalb geführt wurden, begannen um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts unter dem Gouverneur de Blaming. H. Bodeneher hat eine klare und objektive Geschichte, „Die Molukken“, Leipzig 1888, geschrieben und sagt darin: „Diese letzten Handlungen de Blaming's zeigen noch einmal im grellen Lichte seine ganze Verworfenheit. Nicht genug damit, daß er Alles zerstört, viele Tausende gemordet und die Ueberlebenden

elend gemacht hat; als er die Armen aus ihrer angestammten Heimath vertrieb, zerriß er mit roher Hand die heiligsten Bande, die den Menschen mit dem Menschen verknüpfen. Er sah es als ein natürliches Gebot der Vorsicht an, daß man bei Vertheilung der Bevölkerung die Mitglieder der Familie voneinander entfernte. So wurden Gatten und Geschwister getrennt, Kinder aus den Armen jammervoll Etern geirritet, um an fremden Orten und in fremder Umgebung ihre schöne Vergangenheit zu beweinen. Der Haß überhörte den Jammer der Unglücklichen, und die blinde Wuth sah ihre Thränen nicht; als die blutgierigen Horden der niederländischen Kaufherren, die aus dem Abbaue der europäischen Bevölkerung bestanden, diese Arbeit verrichteten, und die Ausführung dieser Befehle überwachten, handelten sie als pflichttreue Beamte der Kompagnie, sahen sie für gut an, weil sie von den angefeindeten Männern des Landes kamen. So befriedigte Jeder seine Habgier, seinen Haß oder seine Lust an einem Volke, dessen Kraft im Widerstand gebrochen war.“ Eine vollkommene Lokalisation der Gewürzbäume war aber schon deshalb unmöglich, weil einige Vogelarten, namentlich eine große, grüne Taube, unelkimmert um die strengsten Vorschriften der Kompagnie fortwährend auf's Neue für die Verbreitung sorgten. Sie verzehren mit Vorliebe die Muskatnüsse, welche sie aus der fleischigen äußeren Hülle herauspicken, verdauen aber nur die rothe Muskatblüthe, während die Nuss selbst wieder unbedeutend und in ihrer Keimkraft ungeschädigt ausgehoben wird. Dadurch wird auf höchst natürlichem Wege für die Verbreitung der Muskatnuss und in gleicher Weise für den Gewürznelkenbau gesorgt, und die grüne Taube hat so ungeschuldig Weise viel Elend über die Bewohner der Molukken gebracht. Denn es wurden nach den Inseln, auf denen Gewürzbäume nicht kultivirt werden sollten, jährlich die sogenannten „Hongriefahrten“ unternommen; 6000 bis 7000 Eingeborene wurden dazu gekehrt und unter Führung holländischer Beamten ein Raub- und Plünderzug organisiert. Nicht nur die vorhandenen Gewürzbäume, sondern auch alle Cocos- und Sagopalmen, die Hauptnahrungsquellen der Eingeborenen, wurden umgehauen und die Häuser verbrannt, eine Menge Gefangene in Ketten nach Amboin geführt und hier nach der Rückkehr ein feierlicher Dankgottesdienst abgehalten. Während der vier Jahre, die die Engländer in diesem Theile Ostindiens herrschten (1812—1816), war das Gewürzmonopol aufgehoben; es wurde aber, als das Land an die Holländer zurückfiel, wieder in Kraft gesetzt, bis es 1873 erlosch. Generalgouverneur van der Capellen hat aber bereits 1824 den Hongriefahrten ein Ende gemacht. Auch die benachbarten Bandainfeln bieten eine der dunkelsten Stellen der Geschichte der Kolonisation. In den Jahren der Besitzergreifung dieser Inselgruppe, die zum Anbau von Gewürzen ausersuchen war, wurde von den 15000 Einwohnern Vanda kein einziger übrig gelassen, die überwiegende Mehrzahl wurde getödtet und der Rest als Sklaven hinweggeführt. Es erscheint außer Frage, daß der tiefe Verfall, in dem sich noch heute die Molukken befinden, im Wesentlichen nur eine Folge dieses entsetzlich grausamen Gewürzmonopols ist. Trotzdem geriet die holländisch-ostindische Kompagnie, dank der Mißwirtschaft ihrer Beamten, immer mehr in Schulden, bis dieselben 1798 vom holländischen Staat übernommen wurden.

War die Kultur und der Handel mit Gewürzen auf den Bandainfeln die Ursache der Ausrottung und Verdrückung der Eingeborenen, so wurde es auf Java die des Kaffees, die hier auch größtentheils in den Händen der Regierung ist, obwohl kein Monopol besteht. Aber die eingeborenen Javanesen werden zum Anbau des Kaffees gezwungen. Eine Familie hat für ihren Unterhalt circa 1000 Kaffeebäume zu besorgen. Die Ernte muß zu einem bestimmten, recht niedrigen Preise an die Regierung abgeliefert werden. Die Eingeborenen erhalten nur Saat und Boden und pro Biskal (= 61,52 Kilogramm) abgelieferter Kaffee erster Sorte 15 Gulden und zweiter Sorte 7½ Gulden, während die Regierung im Handel durchschnittlich 50 Gulden erhält, also dabei ein sehr gutes Geschäft macht. Dieses System hat viele Härten; der Javanese ist an sich schon ein fleißiger Ackerbauer, aber die Zwangskultur bringt ihn um den Ertrag seiner Arbeit. Eine Kaffeeplantage erfordert das ganze Jahr ununterbrochene Arbeit, und nur mit Anspannung aller Kräfte kann die Familie noch nebenbei so viel schaffen, um den zur Ernährung nöthigen Reis anzubauen und zu ernten. Daher muß dieses reiche, wunderbar fruchtbare Land noch Reis importiren. Die Zwangskultur ist eine verschleierte Sklaverei. Dabei geschieht für das Land wenig, die Schulen sind für das talentvolle Volk ungenügend; aller Arbeitsertrag wandert nach Holland. — 1.

Die Entstehung der Thantropsen. Tritt man an schönen, heiteren Morgen früh in's Freie, so zeigen sich die Gräser auf den Wiesen mit funkelnden Wassertropfen bedeckt; es hat während der Nacht, wie man sich ausdrückt, gethauet. Die Erde hat sich mit Feuchtigkeit bedeckt, obwohl der Himmel sternenhell und klar war; ja, wenn sich in der Nacht Wolken am Himmel zeigen, so fehlt der Thau. Wo stammt er also her? Er muß wohl aus der Luft kommen, denn man kann doch kaum annehmen, daß die Erde die Feuchtigkeit ausschwitzt. Bei einigem Nachdenken

ist es garnicht so schwer, den Ursprung des Thaus zu finden. Es ist eine sehr bekannte Erscheinung, daß z. B. Brillengläser und andere Körper beschlagen, d. h. sich mit einer zarten Feuchtigkeitschicht überziehen, wenn man mit ihnen aus einem kalten in einen wärmeren Raum kommt. Die Luft enthält stets etwas Wasserdampf in sich, doch kann kalte Luft nicht so viel Wasserstoff halten wie warme. Kühlt sich die Luft plötzlich ab, so wird daher ein großer Theil des in ihr enthaltenen Wasserdampfes sich verdichten und als Regen herniederfallen. Etwas Aehnliches geschieht bei dem Beschlagen der Brillengläser und anderer kalter Körper in warmer Luft. Die Luft, welche sie berührt, kühlt sich stark ab und muß dann einen Theil des in ihr enthaltenen Wasserdampfes frei lassen, der sich an dem kalten Körper niederschlägt. Ganz ebenso geht die Bildung des Thaus vor sich. Der Erdboden ist am Tage stark erwärmt, kühlt sich aber in der Nacht sehr rasch ab und wird erheblich kälter, als die über ihm lagernde Luft. Wo diese den kalten Erdboden berührt, muß sie daher Feuchtigkeit verlieren, die sich auf dem Erdboden als Thau niederschlägt. Am schnellsten und stärksten kühlen sich solche Körper ab, welche die Wärme am besten ausstrahlen vermögen. Das sind vornehmlich Gras und Blätter, die daher auch am reichlichsten mit Thau überzogen sind. Hindert man den Erdboden oder einen Theil desselben an der Wärmestrahlung, so vermindert sich auch die Thaubildung oder hört ganz auf. Spannt man z. B. ein Leintuch in der Höhe eines halben oder ganzen Meters über einer Wiese aus, so läßt dieses die vom Boden kommende Wärme nicht hindurch, sondern wirkt sie, ganz wie ein Spiegel die Lichtstrahlen, wieder auf die Erde zurück. Am Morgen findet man denn auch den unter dem Tuche liegenden Theil der Wiese ungethauet, während rings herum reichlicher Thau gefallen ist. Wie ein solches Tuch oder Spiegel wirkt auch der bewölkte Himmel; die Wolken bilden eine schützende Hülle, welche die Wärmestrahlung nicht durchläßt, sondern wieder auf die Erde zurückwirft. Daher kann bei bedecktem Himmel nur sehr viel weniger Thau fallen, als wenn die Sterne heiter und freundlich herniederblicken. — a.

Aufbewahrung der Zwiebeln. Viele holländische Landwirthe verkaufen größere Posten Zwiebeln nach England. Um bessere Preise zu erzielen, bringen sie aber nicht alle Zwiebeln gleich nach der Ernte auf einmal auf den englischen Markt, sondern halten einen Theil derselben so lange zurück, bis die Preise in erwünschter Weise angezogen haben. Bei der inzwischen nöthigen Aufbewahrung der Zwiebeln stellt es sich heraus, daß sie, wenn sie in Mieten unterhalb der Erdoberfläche aufbewahrt werden — auf welche Weise man Kartoffeln und Rüben sehr gut aufbewahren kann — sehr leicht ersticken und faulen, daß sie sich aber sehr gut halten, wenn sie oberirdisch in Haufen im Freien mit Stroh bedeckt aufbewahrt werden. Versuche zeigen, wie Adolph Mayer in der „Landwirtschaftlichen Versuchsanstalt“ mittheilt, daß dieses verschiedene Verhalten der Zwiebeln gegenüber Kartoffeln und Rüben in der verschiedenen Athmungsstärke seinen Grund hat, die sich bei den Zwiebeln 2/3 bis 3 Mal so groß als bei den Kartoffeln erwies. — v.

Die Tauben des Farmers. Ein Farmer brachte in Philadelphia ein Wäglein mit Tauben auf den Markt. Zufällig hatten gerade mehrere Farmer ihren Ueberfluß an Tauben nach der Stadt gebracht, so daß der Markt damit überfüllt war und der gute Mann seine Waare nicht loswerden konnte. Selbst als er sie zu halbem Preise anbot, wollte Niemand sie haben, denn das machte die Käufer mißtrauisch. Als er sich lange genug damit aufgehaltener hatte, bot er, um die Thiere doch nicht wieder mit nach Hause nehmen zu müssen, sie den Vorübergehenden als Geschenk an. Da aber wurde er einfach ausgelacht. „Die Dinger müssen ja steinalt sein, oder die Sache muß sonst einen Haken haben,“ sagte alle Welt kopfschüttelnd, „wie sollte er sonst dazu kommen, sie verschleusen zu wollen?“ Als der Farmer sah, daß er seine Ladung selbst auf diese Weise nicht loschlagen konnte, beschloß er, sich ihrer auf andere Weise zu entledigen. Er fuhr langsam durch die Straßen und warf von Zeit zu Zeit drei, vier Tauben auf die Straße. Auch das jedoch nißglückte ihm; denn die Leute lasen die Thierchen auf, räumten hinter dem Wagen her und riefen so lange: „Ihre Tauben! He, Sie haben ein paar Tauben verloren!“ bis er anhielt und sein Eigentum zurüchnahm. Jetzt glaubte der Mann mit seiner Weisheit zu Ende zu sein. Da aber hatte er doch noch einen Einfall, der ihm aus seiner Verlegenheit half. Er lenkte sein Gefährt an den Rand der Straße, hielt es an und stellte sich, als sei er auf seinem Ausherstig eingeklappt. Und da geschah es denn, daß er in kürzester Frist seine Ladung losgeworden war, denn nun drängten sich heimlich eine Menge Menschen heran und stahlen ihm seine Tauben eine nach der anderen. Als sich der Andrang verlor, und der Farmer merkte, daß er seine Absicht erreicht hatte und daß nichts mehr weiter zu holen da war, rief er sich grinsend die Augen, ergriff wieder die Bügel mit fester Hand und fuhr unbeschwert nach Hause. — cd.

Nachdruck des Inhalts verboten!